

## Mystik und Politik: Wandlungen einer Schriftstellerin

### Zum 100. Geburtstag von Luise Rinser

Karl-Josef Kuschel

---

Es gibt Begegnungen, die sich tief ins Gedächtnis graben. Die drei – vier Tage im Hause Luise Rinsers in Rocca di Papa bei Rom gehören dazu. Es ist August 1982. Kennen gelernt hatten wir uns wenige Monate zuvor bei einem Gespräch über Grundfragen von Religion und Literatur. Ich führte damals viele solcher Werkstatt-Gespräche mit Autorinnen und Autoren der Gegenwartsliteratur. Das Gespräch erschien im Juni 1982 unter dem Titel „Wir müssen wieder zu den Mythen zurück. Über Mythos, Mystik und die Frage nach Gott“.

Ihr gefiel meine Leidenschaft für Religion und mein Interesse an ihrem Werk. Deshalb fragte sie ganz ungeniert, ob ich nicht Lust hätte, über ihr Werk ein Buch zu schreiben. Eine Gesamtdarstellung fehle doch, in dem die großen Wandlungen in ihrem Denken und Schreiben beschrieben seien. Seit den fünfziger Jahren klebe ihr das Etikett an, eine „brave katholische Schriftstellerin“ zu sein. Ich solle sie besuchen, möglichst im August, um ihre „Werkstatt“ kennen zu lernen. Ohnehin befall sie im Sommer immer eine „August-Melancholie“. Da habe sie gerne Gäste um sich.

Zwar kam das Buchprojekt nicht zustande, aber die Tage in ihrem Haus gaben mir einen einzigartigen Einblick in ihre Denk- und Arbeitsweise. Drei Szenen sind mir unvergessen: literarisch, politisch und persönlich. Literarisch arbeitete Luise Rinser in dieser Zeit noch an einem Buch, das ihr wichtigstes werden sollte: dem Roman aus der Perspektive einer Frau, Maria Magdalena, ein Jahr später, 1983, veröffentlicht unter dem Titel „Mirjam“. Ich sehe sie noch in ihrem Arbeitszimmer am Schreibtisch sitzen, vor sich die Schreibmaschine, in die sie eigenhändig ihre Texte tippte, links daneben ein Neues Testament, rechts daneben das Buch des französischen Popularhistorikers Daniel-Rops: „Er kam in sein Eigentum. Die Umwelt Jesu“ aus dem Jahr 1963. Aus dem Neuen Testament, insbesondere aus dem Johannes-Evangelium, holte sie sich theologisches „Material“, das sie umschrieb und ihren eigenen Zwecken dienstbar machte. Daniel-Rops brauchte sie, um geschichtliche „Atmosphäre“ in die Handlung einzubringen.

Die Arbeit am Roman ging ihr offensichtlich leicht von der Hand. Kleine Stücklein daraus las sie mir vor. Und ich begriff: Sie gab der Maria aus Magdala, welche die kirchliche Tradition auf das Stereotyp der reuigen Sünderin und Büsserin eingefroren hatte, eine völlig neue Rolle. Ihre Maria ist eine Frau mit ganz eigenem geistigen Profil. Sie unterscheidet sich von den

männlichen Jüngern im Umkreis Jesu genau so wie von den üblichen Frauenklischee in ihrer Umwelt. Die Rinsersche Maria ist gebildet, kritisch, zeitsensibel. Mit Jesus diskutiert sie „auf Augenhöhe“ über die großen Themen der Zeit: Liebe und Gewalt, Geist und Macht, die Rolle der Geschlechter, die Möglichkeit einer Veränderung des Einzelnen und der Gesellschaft. Und immer wieder mit theologischer Leidenschaft die Frage nach Gott. Mir wurde klar: Luise Rinser schreibt den ersten „feministischen“ Jesus-Roman der deutschsprachigen Literatur. Er ist es bis heute geblieben.

In einer anderen Frage aber war mein Befremden groß. Plötzlich stand ein Thema im Raum, das ich nicht für möglich gehalten hätte: ihre Reise ins kommunistische Nordkorea. Ich hatte in Vorbereitung auf den Besuch ihr 1981 erschienenes „Reisetagebuch“ unter dem Titel „Nordkorea“ gelesen und wagte, skeptische Rückfragen zu stellen. Ob sie das kommunistische Regime nicht allzu sehr „idealisiert“ habe? Zumal sie privilegierter Staatsgast gewesen sei – mit allem, was dazu gehört. Ein empfindlicher Punkt für Luise Rinser. Ich bekam das zu spüren. Sie geriet in die Defensive. Statt selbstkritisch ihre Rolle zu thematisieren, insistierte sie auf den großen „Leistungen“ des Regimes. Ich traute meinen Ohren nicht, als sie sich auf den Satz versteifte, Nordkorea sei das einzige Land der Erde, wo die Menschen ohne Religion lebten und dennoch oder gerade deswegen glücklich seien. Sie „bräuchten“ keine Religion. Ich spürte, dass „Widerstand“ zwecklos war. An diesem Punkt war dieselben Autorin, die sich in Deutschland auf dem linken Flügel gesellschaftskritisch angesiedelt hatte, ideologisch blind.

Ein nochmal völlig anderes Erlebnis aber ließ mich das Staunen über diese Frau positiv zurückgewinnen. Spät an einem der Abende ging es um das Thema Theologie und Kirche. Plötzlich trat sie an einen Schrank und holte eine Schachtel heraus. Sie entnahm ihr ein Konvolut von Briefen und zeigte es mir demonstrativ, ohne mir Einblick zu geben. Das seien Briefe, die der große Theologe Karl Rahner an sie geschrieben habe, ließ sie mich wissen. Eintausendachthundert dieser Schreiben gäbe es. Ich war wie elektrisiert. Zwar war mir bekannt, dass Karl Rahner und Luise Rinser seit den Tagen des Konzils in Verbindung gestanden und sich für den Neuaufbruch der katholischen Kirche engagiert hatten. Aber dass es eine derart persönliche Beziehung zwischen dem Jesuiten und der Schriftstellerin gegeben haben soll, war mir neu. Eine Zeit lang habe er ihr fast täglich geschrieben, höre ich, manchmal fünf Briefe am Tag!

Ich witterte eine „Sensation“. Sollte ausgerechnet Karl Rahner ...? Und: Wird sie das Ganze veröffentlichen? Nein, davon wolle sie absehen, erklärt sie mir, zumindest zu ihren Lebzeiten, zumal die Briefe Rahners durch den Jesuitenorden „gesperrt“ seien. Ich begriff langsam, welches Spiel sie mit mir spielte: Sie kokettierte mit Andeutungen, entzog mir aber das brennende Material gleich wieder. Sie spielte das Reiz- und Entzugs-Spiel. Sie ließ mich

„schnuppern“, um mich dann „zappeln“ zu lassen. Zurück in die Schachtel damit. Offenbar hatte sie mir Eindruck machen wollen (was ihr gelang), welche Leidenschaft sie als Frau in einem der bedeutendsten katholischen Theologen des 20. Jahrhunderts hatte wecken können.

12 Jahre später hat Luise Rinser der Versuchung nicht länger widerstanden und ihre „Briefe der Freundschaft“ an Karl Rahner aus den Jahren 1962 bis 1984 veröffentlichen lassen, nach wie vor ohne über die Gegen-Briefe zu verfügen: „Gratwanderung“ (1994). Und was immer man von ihren Motiven halten mag, ein Tabu hatte Luise Rinser damit gebrochen, das ihre Lebensgeschichte als Katholikin *auch* geprägt hat: das Tabu Klerikalismus, Frauen und Zölibat. An dieser „Front“ hatte sie sich durchaus auch vorher schon publizistisch engagiert mit Schriften wie „Zölibat und Frau“ (1967) oder „Untereentwickeltes Land Frau“ (1970). Ihre Beziehung zu Rahner sah sie in doppelter Weise als exemplarisch an. *Zum einen* das „göttliche Experiment“ zu wagen, „ganz Mensch, ganz Mann, ganz Frau zu sein, ganz ‚Fleisch und Blut‘ und dennoch ganz und gar spirituell zu leben.“ Das ist das eine. Und *das andere*: Aufdecken innerkatholischer Zwänge zölibatär lebender Priester. Sie attestierte Karl Rahner deshalb „großes Format“, weil er es „als Zölibatär“ gewagt habe, „eine Frau zu lieben und an dieser Liebe tief zu leiden.“

Dass sie diesen Schritt 10 Jahre nach Rahners und 8 Jahre vor ihrem Tod tat, hatte auch mit der Distanz zu tun, die sie mittlerweile dem „Katholizismus“ gegenüber gewonnen hatte. Schon bei der Vorbereitung zu unserem „Werkstattgespräch“ war mir aufgefallen, dass sich seit den 70er und 80er Jahren eine völlig neue Phase im Werk von Luise Rinser Bahn gebrochen hatte. Dokumentiert ist sie in ihren vier Tagebüchern, die in relativ rascher Folge erscheinen und großen Erfolg gerade bei jungen Leserinnen und Lesern erzielen: „Baustelle“ (1970), „Grenzübergänge“ (1972), „Kriegsspielzeug“ (1978) und „Winterfrühling“ (1982). Hinzu kommt eine Autobiographie. Deren erster Band „Den Wolf umarmen“ erscheint 1981, der zweite 1994 „Saturn auf der Sonne“. Mit diesem autobiographischen Werk gelingt ihr eine eigentümliche und bestechende Mischung aus Introspektion und Außenbeobachtung, aus Politischem und Privatem, aus Meditativem und Argumentativem, aus Aphorismen und Narration und damit der Durchbruch zu einer eigenständigen und unverwechselbaren Darstellungsform, wie sie in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur ihrer Zeit bestenfalls von den beiden literarischen Tagebüchern von Max Frisch erreicht wurde.

Mit diesen Tagebüchern – vier weitere werden noch bis 1997 folgen - erschließt sich Luise Rinser nicht nur ein neues, junges Publikum (worauf sie besonders stolz war), sie durchbricht auch bei Literaturkritikern endlich das Klischee von der „braven, katholischen Schriftstellerin“. Vehement schreibt sie nun gegen die Erwartungshaltung eines bürgerlich-kirchlichen Publikums an, zu deren Lieblingsschriftstellerin sie eins gehörte und damit auch

gegen die Schablonen feuilletonistischer Großkritiker. Erstaunt registriert Joachim Kaiser in einer Rezension der „Baustelle“, wie viel „Erbauungsqualität“ hier abgebaut sei, als habe Luise Rinser vorher nur „Erbauliches“ geliefert. Schon Karl Rahner hatte in einem Essay zum 60. Geburtstag Luise Riners 1971 unter dem Titel „Von der Größe und dem Elend des christlichen Schriftstellers“ (meines Wissens die einzige Äußerung Rahners zur Literatur überhaupt) treffend beobachtet, wie falsch und fatal zugleich eine solche Charakterisierung des Rinerschen Früh- und Mittelwerkes ist. Da gibt es in der Tat nicht nur brav Katholisches wie die Frauen-Romane „Abenteuer der Tugend“ (1957) oder „Die vollkommene Freude“ (1962), sondern auch kühne Texte: „Jan Lobel aus Warschau“ zum Beispiel, die Shoa-Geschichte um einen polnisch-jüdischen KZ-Flüchtling, erschienen im Jahre 1948!

Unübersehbar ist im Spätwerk ein Prozess der Vergleichgültigung all dessen, was mit kirchlich-institutionalisierter Lehre, Moral und Disziplin zu tun hat, aber auch mit einer verkopften-Theologie. Gleichzeitig ist eine neue Unmittelbarkeit erkennbar zum Urchristlichen, zum ursprünglich Jesuanischen. Immer wieder – ob bei kirchlichen oder gesellschaftlichen Fragen – ist der Nazaräer die offene oder geheime Bezugsfigur ihres Denkens, immer wieder wird der Christus der Armen, der Schwachen, der Macht- und Rechtlosen zur kritischen Spiegelfigur, immer wieder wird die Torheit des Kreuzes gegen Selbstgerechtigkeit kirchlicher Funktionäre ins Spiel gebracht. Dostojewskische Unmittelbarkeit ist in solchen Texten zu spüren, die von der Frage lebt: Was hätte Er getan, käme er wieder? Alles in allem ein Jesusporträt aus dem Geist des 25. Kapitels des Matthäus-Evangeliums, dessen Schlüsselsatz lautet: „Was Ihr dem Geringsten meiner Brüder und Schwestern getan habt, das habt ihr mir getan.“ Der Matthäus-Text eröffnet nicht zufällig Luise Riners Textsammlung „Mein Lesebuch“ von 1980.

Diese Doppelbewegung von Vergleichgültigung und neuer Unmittelbarkeit wird ergänzt durch den ständigen Rekurs auf ein überraschend weites Spektrum religiöser Erfahrungen, die die Grenzen des christlich Sanktionierten oder gar kirchlich Kanalisierten längst gesprengt haben. Ihr Katholizismus bayerischer Provenienz ist barock-katholisch genug, als dass er nicht um den „heidnischen“ Wurzelboden wüsste, dem er erwachsen und der als verborgene Triebsschicht nach wie vor wirksam ist. Es ist keine Koketterie, wenn Luise Rinser in autobiografischen Skizzen Astrologie und Horoskope zur Selbstdeutung heranzieht, wenn sie Pendel und Wünschelrute ebenso ernst nimmt wie Träume und Gesichter, Graphologie und Handlesen oder wenn sie über das Wiedergeboren-Werden nachdenkt, über die Existenz in früheren Lebensformen: Reinkarnation und Karma.

Unbestreitbar ist: Magie und Aufklärung, Mystik und Ratio, das Chaotisch-Heidnische wie das Geordnet-Kirchliche gehören zur Grundpolarität dieses Werkes. Ein Wissen davon, dass es Kräfte im Universum gibt und Triebsschichten im Menschen, die den Grundrhythmus des

Lebens bestimmen und zu denen wir Zugang haben in Träumen, Mythen und Märchen, in Mystik und Magie. Der Distanz zu allem Institutionellen und Juridischen im Katholizismus entspricht bei ihr freilich eine eigentümliche Affinität zum Sakramentalen und Ritualen. Dass Kirche immer dann für sie schön sei, wenn sie „heidnisch“ sei: solche Äußerungen sind nur vor diesem Hintergrund verständlich. Das Katholische ist bei Luise Rinser ein großes Reservat elementarer menschlicher Lebensäußerungen. Riten und Symbole gehören dazu, die älter sind als das Christentum, aber durch das Christliche einen geistigen Wandlungsprozess erleben: Geburt und Tod, Wasser und Feuer, Brot und Wein.

„Der Urgrund meines Glaubens ist mystischer Natur“ schreibt sie in „Den Wolf umarmen“. Und das bedeutet: Für jemanden wie sie, der die Welt als Symbol erfährt, für den alles Irdische nur ein Gleichnis ist, wird in Augenblicken der Durchstoßung der empirischen Oberfläche die Wirklichkeit als große Einheit erfahrbar. Immer wieder beschreibt Luise Rinser in ihren Tagebüchern solche Durchbruchserfahrungen, solche „Drogenerfahrungen ohne Drogen“, die in ihrer Jugend stärker, im Erwachsenenalter nur noch vereinzelt auftraten. In Tagebuch „Baustelle“ liest man:

„Früher erlebte ich alles, was man ‚Natur‘ nennt, mit einer ungemeinen Intensität. Ich konnte ‚Ekstasen erleben, Zustände, in denen ich mich weit von mir entfernte, und ohne ‚bewusstlos‘ zu werden, doch mein Ich-Bewusstsein verlor; ich wurde Teil der Landschaft. Sie nahm mich in sie hinein. Dieses Verhältnis besteht nicht mehr. Ich verliere es mit Bedauern, aber auch mit Einverständnis. Es gibt freilich auch jetzt noch Augenblicke der mystischen Vereinigung, etwa beim Schwimmen im Meer, wenn ich beinahe ebenso gut ein Fisch sein könnte, oder beim Liegen auf einer sonnenheißen Mauerbrüstung, wenn ich beinahe im Stande einer Eidechse bin. Aber diese Augenblicke sind selten.“

Aber diese epiphanischen Durchbruchserfahrungen werden bei dieser Autorin zum Verstehens-Schlüssel, mit dem sie die Geschichte der großen Religionen neu liest. Denn diese Urerfahrungen findet sie in taoistischen Schriften genauso wie bei den Vorsokratikern, im Hinduismus wie in der Zen-Mystik. Charakteristisch für das Spätwerk von Luise Rinser ist gerade ein durch zahlreiche Asienreisen und langjähriges Studium gewonnenes globales ökumenisches Bewusstsein, das die großen Religionen als Versprachlichung einer menschlichen Urerfahrung betrachtet und gelten läßt: dem Streben des Menschen nach Einheit mit dem Absoluten. Auch hier beobachten wir in diesem Werk einen Prozess der Relativierung partikular kirchlichen, ja christlichen Denkens zugunsten einer Universalität des Religiösen. Schon aus den dreißiger Jahren berichtet sie im ersten Band der Autobiographie:

„Ich, vom Christentum nicht mehr berührt, griff mit Leidenschaft nach den östlichen Lehren.“

Über Jahre liest sie die religiösen Grundtexte der Menschheit parallel und sucht nach Wahrheit in ihnen:

„Wer tröstet mich? Ich lese im Evangelium, ich lese im Tao te king, ich lege mir das I Ging, es rät mir zum Schweigen gegenüber Verleumdern, es verheißt mir das Licht.“

Dieser Text aus „Kriegsspielzeug“ steht für viele und zeigt: Religiöse Tabuscheu kennt das Spätwerk Luise Riners nicht. Religiöse Berührungängste sind, wenn je vorhanden, abgebaut. Wer die Welt wie sie mit geistigen, ja „mystischen“ Augen betrachtet, für den sind sich zwar nicht alle Religionen gleich, aber doch alle vorläufige, zeitbedingte Realisierungen des Absoluten. Auf den Weltreisen begegnet sie den Weltreligionen. Klöster werden besucht, die Frömmigkeit der Menschen registriert und beschrieben. Viel Entdeckerfreunde spielt bei solchen Erlebnissen noch eine Rolle, ein beglücktes Staunen über so viel geistige Verwandtschaft in der Welt der Religionen, aber auch viel an Projektion, gespeist von den eigenen negativen Erfahrungen als eurozentrische Katholikin. Über ein Hindu-Heiligtum auf der Reise irgendwo an der Straße kann sie schreiben:

„Kein kirchliches Sonntags- oder Sabbat-Gebot ist über ihnen, kein Dogmensystem bemächtigt sich ihrer frommen Vorstellungen, keine Kirche droht mit Ausschluss bei Nichterfüllung der Gebote. Der Hindu bedarf all dessen nicht: er ruht in Einem Göttlichen, das ihn durchströmt, wie es alles durchströmt. Für einen Hindu ist es unmöglich, Atheist zu sein oder Häretiker. Das Göttliche (sei es Purusha, das Eine oder sei es in tausend Göttergestalten) ist ihm so unleugbar wirklich wie die Atemluft. Nicht in Lourdes, nicht in Assisi habe ich göttliche Gegenwart so stark gefühlt wie in diesen Straßentempelchen.“

Ein solcher Ansatz musste Konsequenzen haben auch für ein neues Verständnis zentraler christlicher Glaubenssymbole. Und das betrifft vor allem das Christus-Bild, das sich bei Luise Rinser radikal wandelt. Den christlichen Inkarnationsgedanken will sie radikal zu Ende denken:

„Wenn der Gott sich so vollkommen in die Erde inkarniert hat, dass er die Erde wurde, und dass er die Menschen ist? Dass die Himmel leer sind, weil Gott hier ist?“

So fragt sie gleichsam experimentell ihn im Tagebuch „Winterfrühling“ und zieht daraus gleich die praktischen Konsequenzen:

„Ich habe hier ein altes Kreuz hängen. Dem Christus fehlt der linke Arm, ich habe mich bisher damit begnügt, poetisch zu denken: Er braucht uns als seinen eigenen Arm. Wenn ich jetzt kühn denke: Er ist wir? Wenn das ganze Werk der Erlösung unsere Aufgabe ist? Der einmal in den Menschen angelegte Élan vital, der ein anderes Wort für Sympathie ist, für den Willen zur Rettung aller – genügt es nicht für alle und für alle Zeiten?“

Die Tagebücher: sie sind auch theologische Gedanken-Laboratorien der Autorin, Experimentierfelder kühner Entwürfe und „abenteuerlicher“ Ideen. Gerade im Blick auf die Gestalt Christi. Im Such- Prozess wird er zu mehr als einem ethischen Impuls im Geist von Matthäus 25. Er wird zu einer mystischen Chiffre für das wahre Selbst im Menschen. Christus müsse „in uns geboren werden, schreibt sie. Er – „eins mit dem Vater“ – sei die vollkommene Harmonie von Göttlichem und Menschlichem, und dies nicht abstrakt, sondern historisch konkret Gestalt geworden in Jesus von Nazareth. Dass sie sich hier spirituell radikal geöffnet und gewandelt hatte, war ihr bewusst. In unserem Werkstattgespräch aus dem Jahre 1982 macht sie dies unmissverständlich klar:

„In den vergangenen 30 Jahren habe ich eine ganz andere Entwicklung durchgemacht. Ich habe mich mit anderen Religionen beschäftigt, mit der jüdischen und islamischen Mystik, mit dem Zen-Buddhismus. Ich habe dabei begriffen, dass Christus in allen Religionen zu finden ist, man gibt ihm dort nur einen anderen Namen. Im Grunde ist er überall der ‚Sonnengott‘. Es ist für mich eine bedeutende Erkenntnis der letzten Jahre, dass in Christus alle Mythen vom Sonnengott zusammenlaufen. In Jesus ist er historischer Mensch geworden. Ich habe auf dem Umweg über die östlichen Religionen unser abendländisches Christentum neu verstanden, nachdem ich mich mit der katholischen Dogmatik 20 Jahre herumgeschlagen hatte. Ich kann sie jetzt beiseite legen, weil ich auf ganz anderen Wegen begriffen habe, was Christentum ist.“

Luise Riners 100 Geburtstag ist ein Anlass, das Werk neu zu lesen und dabei Unvermutetes zu entdecken – im Blick auf die von ihr verkörperte unverwechselbare Synthese und Mystik und Politik.

Prof. Karl-Josef Kuschel lehrt Theologie der Kultur und des interreligiösen Dialogs an der Fakultät für Kath. Theologie der Universität Tübingen. Zuletzt erschien von ihm: *Rilke und der Buddha. Die Geschichte eines einzigartigen Dialogs* (2010).